

Präsenz, Solidarität und Verkündigung

Von Philip Potter, Genf

An der letztjährigen Mitgliederversammlung des Deutschen Evangelischen Missions-Tages vom 18.—22. September 1967 in Bad Liebenzell nahmen zum erstenmal drei Vertreter des Katholischen Missionsrates als Beobachter teil. Sie hatten Zutritt zu allen Veranstaltungen des Missions-Tages.

Der Missions-Tag stand unter dem Thema: Präsenz, Solidarität und Verkündigung. Nach zwei Grundsatzreferaten teilte sich die Versammlung in sechs Arbeitskreise auf. Die Berichte über die Diskussionen dieser Arbeitskreise wurden dem Plenum vorgelegt und dort noch einmal ausführlich diskutiert.

Um einen Eindruck von der Thematik dieses Missions-Tages zu vermitteln, bringen wir hier — leicht gekürzt — das erste Grundsatzreferat von Pastor Philip Potter. Pastor Potter entstammt dem schwarzen Bevölkerungsteil der Westindischen Inseln und ist gegenwärtig Direktor der Abteilung für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf.

Wenn man die Berichte von der großen Missionskonferenz in Edinburg 1910 liest, merkt man, wie jeder Sinn für Präsenz, Dialog und Solidarität fehlt. Zum Beispiel gibt es in dem Bericht über das Hinterland der Mission eine lange Erörterung über die Erziehung der Kirche zur Mission, um in jener Generation Unterstützung für die Evangelisation der Welt zu mobilisieren. Wo die Notwendigkeit, der Mission auch öffentliche Anerkennung und Unterstützung zu gewinnen, zur Sprache gebracht wird, behauptet der Bericht: „Die Sache der Mission hat ihre apologetische Phase überwunden. Es geht nicht mehr darum, sie zu verteidigen. Die Öffentlichkeit außerhalb der Kirche ist im allgemeinen bereit anzuerkennen, daß die missionarische Tätigkeit ihren Platz in der Förderung der Zivilisation unter den östlichen Rassen hat und gute Auswirkungen auf die Erweiterung des Handels und auf die Erhaltung von Frieden und öffentlicher Ordnung zeigt.“ Diese Äußerung paßt genau in das Europa, das auf der Höhe seiner großen Macht und Ausbreitung steht. Nur vier Jahre später kam die erste Katastrophe mit dem ersten Weltkrieg. So ist es nicht überraschend, daß der Inder *A z a r i a h*, einer der sehr wenigen nicht-westlichen Konferenzteilnehmer, genötigt war auszurufen: „Ihr habt uns das Evangelium mit hohem Einsatz gebracht. Ihr habt eure Leiber drangegeben, daß sie für uns verbrannt werden könnten. Aber ihr habt uns eure Freundschaft vorenthalten. Gebt uns Freunde!“ Wie sollte Präsenz, Dialog und Solidarität entstehen, wenn keine Freundschaft bestand, wenn die Missionare nicht diejenige Liebe hatten, die Nation, Farbe und Kultur überwindet? Und wie hätte Freundschaft entstehen sollen, wenn auch die in Edinburg versammelten Väter ihrer Sache so sicher waren, daß sie ihre Zivilisation unter den nicht-westlichen Rassen auszubreiten hätten?

Fast sechzig Jahre später sind wir in einer ganz anderen Lage. Mir scheint, daß zwei grundlegende Wirklichkeiten uns wiederum zu einem Verständnis der engen und unausweichlichen Verbindung von Präsenz, Solidarität und Dialog mit der Verkündigung des Evangeliums verholfen haben. Die eine Wirklichkeit ist die, daß die Welt durch Wissenschaft und Technik und besonders den Säkularisierungsprozeß sich zu einer einzigen entwickelt. Die andere Wirklichkeit ist der Fortschritt der ökumenischen Bewegung und auch der bisher umfassendste Gestaltungsversuch im Ökumenischen Rat der Kirchen. Nun kann es nicht meine Aufgabe sein, die Welt von heute, das Wesen und die Kräfte der Säkularisation oder die ökumenische Bewegung zu beschreiben. Vielmehr möchte ich zeigen, wie diese Wirklichkeiten uns nötigen, in unserer evangelistischen Aufgabe den Stil der Präsenz, der Solidarität und des Dialogs auszubilden.

I.

Zuerst also etwas über die Bedeutung der veränderten Weltsituation. Die Säkularisierung der Gesellschaft im Westen und der radikale und rasche soziale Umbruch, der in den nicht-westlichen Ländern stattfindet, haben einen tiefgehenden Einfluß auf das Profil der Mission der Kirchen, dessen volle Reichweite wir erst unter Schmerzen zu erfassen beginnen.

a) Die Prozesse der Säkularisierung und des raschen sozialen Umbruchs setzen hinter alle Religionen, Kulturen oder Zivilisationen ein Fragezeichen. Im Westen ist die konstantinische Ära des *corpus christianum* und damit die Vermischung von Christentum und westlicher Zivilisation an ihr Ende gekommen. In Edinburg 1910 hieß es noch: „Die Kirche übt einen beherrschenden Einfluß auf das Leben und die Tätigkeiten der christlichen Länder aus.“ Dieser Satz war auch 1910 schon übertrieben, aber heute würde das keiner mehr so sagen. Die Ereignisse im Leben Europas in den letzten fünfzig Jahren haben gezeigt, wie gering der Einfluß der Kirche war, wie tief die Kirchen selbst in der Tat in die dämonischen Geschehnisse, die das Leben Europas geprägt haben, hineinverflochten waren. Dieses stramme Selbstbewußtsein, das für Europa charakteristisch war und das auf die Haltung der Kirchen abfärbte, ist nicht mehr möglich, obwohl die Reste davon noch unter uns zu finden sind. Die westlichen Länder werden jetzt als Missionsfelder in einem nicht geringeren Grad als die nicht-westlichen Länder angesehen. Und wir machen die Erfahrung, daß man dem modernen Menschen im Westen heute das Evangelium nicht bringen kann, ob er nun Intellektueller, Bürgerlicher oder Arbeiter ist, wenn man nicht einen Weg findet, in seinem Lebenskreis präsent zu sein, dieses Leben in Solidarität mit ihm zu teilen und so das grenzüberwindende Leben, das das Evangelium verkündet, leibhaftige Gestalt gewinnen

zu lassen. Die Lebensfrage der Kirche im Westen ist, wie sie aus ihrer vornehmen Isolierung herauskommen und durch ihre Glieder Kirche für andere werden kann. Diese Frage ist dadurch noch brennender, daß Tausende von Arbeitern, die Muslims, Hindu oder Buddhist sind, in die Zentren des Westens einströmen, also auch nach Deutschland. Mission unter Menschen anderer Religionen setzt nicht mehr unbedingt eine Reise durch die Biskaya oder den Suezkanal voraus, sie geschieht mitten unter uns. Gegenüber diesen Muslims ist die Haltung der Präsenz und Solidarität noch notwendiger als gegenüber Eingeborenen in Deutschland. Man darf sich nicht wundern, daß Mission unter diesen Muslims oder anderen fast nirgends als eine lebenswichtige Frage erscheint, weil die Christen gar nicht wissen, wie sie Präsenz und Solidarität mit ihnen erreichen könnten. Die Studien, die in Westeuropa und Nordamerika über die Struktur missionarischer Gemeinden gemacht worden sind, haben gezeigt, wie schlecht unsere Kirchen für diese Aufgabe ausgerüstet sind. Es gibt ja Kirchenführer, die immer noch im dunkeln tapen und meinen, daß die Notwendigkeit zur Reform des Lebens der Kirche gegenüber der Verkündigung des Evangeliums nur zweitrangig ist. Aber die tragische Tatsache ist, daß das Evangelium kaum in einer Weise verkündigt wird, die den modernen und säkularen Menschen zum Aufmerken veranlassen könnte. Denn die Kirche, die doch zur Verkündigung berufen ist, hat kaum noch Berührungen mit den brennenden Fragen, mit der Denkweise, Sprache und Kultur dieser modernen Menschen. Und eine Kirche, die selbst fremd geworden ist, kann auch kaum in sinnvoller und treffender Weise zu den ihr entfremdeten Menschen sprechen.

Wenn wir uns nun den herkömmlicherweise nicht-christlichen Ländern zuwenden, dann sehen wir, daß die alten religiösen Systeme und Kulturen ebenso von den siegreichen Kräften der Wissenschaft und der Technik angegriffen werden. Überall herrscht große Verwirrung. Es gibt beachtliche Versuche, die alten Religionen zu erneuern und auf den gegenwärtigen Stand zu bringen. Und es besteht die Tendenz, die Religion mit dem Nationalbewußtsein zu verbinden, um so beide zu stärken. So heißt es zum Beispiel in Burma oft: „Burmese sein heißt Buddhist sein“. Das ist auch eine Antwort auf ein Christentum, das so eng mit dem westlichen Imperialismus verbunden war und in diesen nicht-christlichen Ländern meistens als eine fremde, nicht einheimische und nach außen hin stark abgeschlossene Gemeinschaft (Ghetto) existiert. Die Wirkung der neuen sozialen Veränderungen geht nicht dahin, die Leute für das Evangelium empfänglicher zu machen, sondern sie werden dadurch vielmehr feindlich und mißtrauisch. In einer Welt, die durch moderne Verkehrsmittel und moderne Nachrichtenmittel in enger Verbindung mit der Ferne lebt, ist diesen Nicht-Christen die religiöse Situation des Westens durchaus nicht unbekannt. Für einen Inder, der Hindu ist, ist es eine ganz

natürliche Anschauung, daß die geschichtliche Periode, die totalitäre Systeme der Linken wie der Rechten hervorbrachte, Kommunismus und Faschismus, Hitler und Stalin, mit ihren „Säuberungen“, Konzentrationslagern, Massenhinrichtungen und Kriegsmachern, auf der anderen Seite auch die nationale Befreiungsbewegung unter Mahatma Ghandi hervorbrachte mit dem Programm des gewaltlosen Widerstandes und schließlich seinem Martyrium für die Versöhnung der Hindus und der Moslems.

Paul Tillich hat in Band 3 seiner systematischen Theologie drei sprechende Fragen formuliert:

1. Warum sind die Kirchen überwiegend auf einen Ausschnitt der Menschheit begrenzt, wo sie zu einer bestimmten Zivilisation gehören, und warum sind sie so eng mit dem kulturellen Aufbau gerade dieser Zivilisation verbunden?
2. Warum sind im Raum der christlichen Zivilisation nun fast fünfhundert Jahre säkulare Bewegungen entstanden, die das Verständnis der Menschen von sich selbst so grundlegend geändert haben und sich in vielen Fällen gegen das Christentum gewendet haben, besonders deutlich beim wissenschaftlichen Humanismus und beim materialistischen Kommunismus?
3. Warum haben diese beiden Gestalten des Säkularismus so eine große Kraft in Ländern mit einer nicht-christlichen Zivilisation, z. B. im Fernen Osten?

Dies sind schwierige Fragen, die sehr komplexe Tatbestände anrühren und für die es keine leichte Antwort gibt. Aber ich will die These wagen, daß ein springender Punkt in dieser ganzen Entwicklung das Versagen der christlichen Mission ist. Sie hat es nicht erreicht, wirklich im Leben dieser Leute gegenwärtig zu sein mit dem richtenden, erbarmenden und erneuernden Wort des Lebens. Und darüber hinaus: Weil sie nicht in einer echten Solidarität mit den Menschen in ihren Kämpfen steht, wird sie als nicht hörens-wert abgetan. Das ist eine harte Lektion, die wir hier zu lernen haben.

b) Säkularisation und rascher sozialer Umbruch schaffen eine freiere, offene, pluralistische Gesellschaft. Sie befreien die Menschen von Kulturen, von religiösen Tabus, von einengenden Gemeinschaftsformen und vermitteln ihnen das Bewußtsein, freie und autonome Menschen zu sein. Religion gilt nicht mehr als Sicherheit und Zuflucht, wenn alles andere versagt hat. Man kann sie nicht mehr als den Ausweg aus den Schwierigkeiten oder Katastrophen des Lebens anbieten. Die Menschen werden überall in der Welt erwachsen, und man kann sie nicht mehr wie Kinder behandeln. Sie können uns Auge in Auge gegenüberreten, unserem Wort das ihre entgegensetzen. Das fordert eine ganz andere Haltung in der Mission als früher. Es erfordert in der Tat eine Haltung des Respekts vor

den Menschen; eine Bereitschaft, auf sie zu hören und ihre tiefsten Anliegen zu entdecken. Nur so können uns die rechten Worte gegeben werden, nur so werden wir fähig, die rechten Dinge zu tun. Und darum geht es in der Präsenz, in der Solidarität und im Dialog.

c) Ein dritter Faktor in unserer veränderten Welt ist der weltweite Kampf um menschliche Gerechtigkeit. Und das gilt vor allem in den Gebieten der westlichen „äußeren Mission“ — Asien, Afrika, Lateinamerika, dem Pazifik. Millionen Menschen treten in die gemeinsame Weltgeschichte ein und entdecken, daß Menschsein auch ein Recht auf Teilhabe an den Gütern der Schöpfung bedeutet. Es leuchtet ein, daß diese Menschen keiner Botschaft Gehör schenken werden, die an den Fragen der menschlichen Gerechtigkeit vorbeigeht. Sie werden auch niemanden anhören, der nicht bereit ist, in Solidarität mit ihnen nach der menschlichen Gerechtigkeit zu streben. Zu oft sind Missionen und Missionare den Leuten dieser Kontinente wie die bereitwilligen Handlanger kolonialer oder kommerzieller Gewalt erschienen. Zu oft haben die Missionen den Eindruck gemacht, als sei es ihnen wohl um Taten der Liebe, aber nicht so sehr um die Sache der Gerechtigkeit zu tun. Zu oft waren Missionen und Missionare daran interessiert, den status quo im Namen von Gesetz und Ordnung zu erhalten, wo der status quo die Beibehaltung von Methoden und Einrichtungen der Ungerechtigkeit bedeutet. Hier liegt die schwierigste Herausforderung an die Missionen zur Präsenz und Solidarität. Denn Solidarität im Ringen um soziale Gerechtigkeit heute bedeutet Teilnahme an der sozialen Revolution, die auch gewaltsame Formen annehmen kann. Das Evangelium der Liebe und der Versöhnung kann nicht mit Sicherheitsabstand gepredigt oder verwirklicht werden, sondern nur inmitten lebendiger Menschen mit all den Risiken und Ausweglosigkeiten, die daraus folgen.

II.

Die zweite grundlegende Wirklichkeit, die die Wiederentdeckung von Präsenz und Solidarität fördert, ist die rasche Entwicklung der ökumenischen Bewegung, die ja besonders im Ökumenischen Rat der Kirchen ihren Ausdruck hat. Natürlich hat diese Entwicklung sehr enge Verbindungen mit dem Prozeß der Säkularisation, und sie ist beschleunigt worden durch den raschen sozialen Umbruch, durch den alle Völker und Nationen in die eine Welt hineingezogen werden.

Was sind nun die charakteristischen Merkmale der ökumenischen Bewegung, wie sie im Ökumenischen Rat der Kirchen Form angenommen hat, die den missionarischen Stil von Präsenz und Solidarität in der Verkündigung des Evangeliums fördern?

a) In der Gemeinschaft des Ökumenischen Rates der Kirchen treffen sich alle als Vertreter von Kirchen in der weiten Welt, ohne daß man alte und junge, reiche oder arme, starke oder schwache Kirchen unterscheidet. Man findet eine Anerkennung der Tatsache, daß jede Kirche ihre eigene Ganzheit (Integrität) hat und Ausgangspunkt der Mission ist. Es wird anerkannt, daß die Mission alle sechs Kontinente umfaßt und daß es Gottes Forderung an uns ist: die ganze Kirche soll das ganze Evangelium dem Menschen in seiner Ganzheit in aller Welt bringen. Wir treffen uns hier immer in der Annahme, daß wir einander in der Bereitschaft zum Gespräch und zur Solidarität begegnen. Man erwartet, daß wir voneinander empfangen ebenso wie einander geben. Ich behaupte nicht, daß alle Beteiligten diese Anschauungen angenommen haben, oder auch nur, daß wir die Konsequenzen dieser Gemeinschaft im Ökumenischen Rat schon wirklich gezogen haben. Aber ich behaupte, daß die paternalistischen Haltungen der alten, reichen und starken Kirchen gegenüber den jungen, armen und schwachen Kirchen nicht länger haltbar und zumutbar sind.

b) Wenn das eben beschriebene Merkmal die ganze Kirche in der ganzen Welt angeht, so kann ein anderes Merkmal ebenso als ein Anliegen des Ökumenischen Rates in all seiner Arbeit „mit dem ganzen Evangelium für den ganzen Menschen“ beschrieben werden. Dazu haben zwei Faktoren beigetragen. Einmal gab es eine Wiederentdeckung der Heiligen Schrift zwischen den beiden Weltkriegen, die uns ein volleres und klareres Verständnis der Botschaft der Erlösung und ihrer engen Verbindung mit Gottes Frieden und Gerechtigkeit erschlossen hat. Gott erhebt Anspruch auf das ganze Leben des Menschen und der Gesellschaft. Die Botschaft vom Königreich ist eine Botschaft der Gerechtigkeit. Der Prophetenruf zur Bekehrung war ein Ruf, die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes zu verwirklichen und ein Gemeinschaftsleben in Frieden und Füreinandereintreten. Die Verkündigung Johannes des Täufers, der den Weg für Christus bereitete und auf ihn hinwies, war wiederum eine Forderung nach dem Leben der Gerechtigkeit. Jesus nahm die Botschaft vom Königreich auf, indem er dies Leben der Gerechtigkeit Fleisch werden ließ in seiner Präsenz vor allen Menschen ohne Ausnahme und durch seine Solidarität mit ihnen. Es war gerade seine Präsenz vor den Menschen und seine Solidarität mit ihnen, die den Haß der religiösen Autoritäten und ihren Beschluß, ihn zu Tode zu bringen, hervorrief. Die Verkündigung und das Zeugesein — Martyrium — Jesu wurden in Präsenz, Solidarität und Dialog verwirklicht. Sogar ein säkularer Schriftsteller wie Albert Camus ist genötigt, die Frage zu stellen: „Gott wird im Namen der Gerechtigkeit verleugnet. Aber kann die Idee der Gerechtigkeit ohne die Idee Gottes verstanden werden?“

Der zweite Faktor ist die ganze Summe von Erkenntnissen, die uns durch die Naturwissenschaften und die Gesellschaftswissenschaften über das Le-

ben des Menschen in der Gesellschaft erschlossen sind. Dadurch haben wir das Handwerkszeug, mit dem man die Beziehungen zwischen den politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiösen Aspekten des Menschenlebens erforschen kann. Missionare haben zu diesen Erkenntnissen durch ihre völkerkundlichen, anthropologischen Beobachtungen und ihre Erforschung von Sprachen und Religionen und Kulturen beigetragen. Es ist nicht länger zulässig, die Einsichten, die wir hier erhalten haben, zu übersehen. Man kann mit Recht sagen, daß die kritischen Instrumente, die wir jetzt haben, ein wertvolles Mittel sind, das uns zwingt, mit unseren Kirchen als historischen und soziologischen Erscheinungen endlich zurechtzukommen. Wir entdecken, daß so vieles in unseren kirchlichen und konfessionellen Traditionen mit menschlicher Verkehrtheit im Lauf der Jahrhunderte überdeckt und überladen ist, so daß diese Lasten uns hindern, frei mit dem lebendigen Gott unter den Menschen zu sein.

Diese beiden Faktoren haben die Arbeit des Ökumenischen Rates der Kirchen in allen seinen Abteilungen gründlich beeinflußt, ob es nun „Glaube und Kirchenverfassung“ oder „Kirche und Gesellschaft“ oder „Mission und Evangelisation“ oder „Laien“ ist. Es ist nicht Zeit genug, um das an der Arbeit meiner eigenen Abteilung für Weltmission und Evangelisation zu illustrieren. Aber in unseren Studien und Tätigkeiten können wir nicht daran vorbei, eine neue demütige Selbsterkenntnis über uns selbst als Christen und über unsere Kirchen zu lernen. Daraus erwächst eine größere Bereitschaft, den Menschen mit Bescheidenheit und in Freiheit zu begegnen, wo sie auch sind. Ich ersehne diese demütige Selbsterkenntnis, Bescheidenheit und Freiheit auch für unsere Missionen und unsere Missionare, denn nur auf diese Weise werden wir lernen können, was Präsenz, Dialog und Solidarität bedeuten, wenn wir Menschen anderen Glaubens oder säkularen Menschen heute begegnen.

Nun ist genug über die Geschehnisse in der Welt und das Wachstum der ökumenischen Bewegung gesagt worden, um zu zeigen, daß auf diese Weise alte Hindernisse überwunden worden sind, die die Haltung der Präsenz und Solidarität in der Verkündigung des Evangeliums so erschwerten. Wir haben keinen Zweifel daran, daß Gott das treuliche Zeugnis von Menschen in der Vergangenheit allem Stolz und aller Blindheit von Menschen und Kirchen zum Trotz gesegnet hat. Das Dasein von Kirchen in aller Welt und die segensreichen Wirkungen des Evangeliums in jedem Land sind Zeugen für diese Treue. Aber wir müssen doch zugeben, daß die Lage der Gesellschaft und der Kirchen im Westen diejenigen, die in andere Länder hinauszogen, so mit Selbstvertrauen zu ihren theologischen, kirchlichen und kulturellen Werten vorgeprägt hat, daß es ihnen fast unmöglich war, andere Menschen und Kulturen zu würdigen, zu respektieren und von ihnen zu lernen. Die Zeit ist aber vorbei, und ich glaube, es war Gott, der dafür gesorgt hat. Wir sind auf dem Weg von

einer westlich bestimmten Kultur zu einer Weltkultur, wenn es uns auch oft schwerfällt, und wir sind auf dem Weg von einer westlichen Kirche zu einer weltweiten Kirche. Menschen und Nationen suchen mit Blut, Schweiß und Tränen eine gemeinsame Menschheit in Gerechtigkeit und Frieden. Darin sind die Zeichen des Willens Gottes verborgen. Wenn wir Instrumente des Willens Gottes und Botschafter des Königreiches und der Versöhnung sein sollen, dann müssen wir uns wie Diener der Versöhnung verhalten. Die Qualitäten der Demut, der Offenheit gegenüber anderen und der Bereitschaft, uns selbst für andere und an andere hinzugeben, muß die Bedingung und das Mittel sein, durch welches wir die Erlösung, die Freiheit verdeutlichen, die Christus für die Menschheit gewonnen hat.

In dieser Ansprache bin ich so unwissenschaftlich vorgegangen, daß ich Präsenz, Solidarität und Dialog nicht definiert habe — aber ich tat es mit Absicht. Einmal soll dies ja kein wissenschaftliches Referat sein. Aber dann habe ich vor allem die Absicht dieser Ausdrücke zum Ausdruck bringen wollen, indem ich auf die Realitäten einging, mit denen wir es heute zu tun haben. Aber nun möchte ich das Gesagte zusammenfassen, indem ich uns daran erinnere, daß diese Worte ja biblische Realitäten ausdrücken. In dem Wort „Präsenz“ haben wir einen Begriff, der zu dem Namen des Gottes der Geschichte — Jahwe — gehört: „Er, der ist, ist und wird sein, gegenwärtig“, der Gott, der zugegen ist und dessen Herrlichkeit die ganze Erde erfüllt. Dieser Ausdruck meint den offenbarungsmäßigen, geschichtlichen und lebendigen Charakter der Beziehung zwischen Gott und den Menschen. Diese Überzeugung war in Israel so stark, daß man von Gott als von der Shikinah sprach (Er, der mitten unter den Menschen weilt). In Christus wurde diese Nähe Gottes Fleisch und Blut, Immanuel, Gott mit uns. Es ist der gekreuzigte und auferstandene Herr, der gegenwärtig mitten unter uns ist bis an das Ende der Welt. Heute ist es vielleicht das allerschwierigste für die Menschen, Gott in Christus als lebendig, gegenwärtig und an ihnen interessiert zu erfahren und zu denken. Für den Menschen von heute scheint Gott abwesend, weit entfernt, unbeteiligt oder gar tot zu sein. Die Herausforderung an uns ist nun, in einer Weise unter den Menschen gegenwärtig zu sein, als die, die in Christus sind, daß sie SEINE Gegenwart erkennen können und in die Lage versetzt werden, Ihm von Angesicht zu Angesicht zu begegnen und den Ruf zum Glauben zu hören.

Wiederum, Gott, der in Israel gegenwärtig war, war der Herr Israels, der sie liebte und erhörte und sich selbst an sie band im Bund. Und genau dies tat er noch voller in Christus, als er sich aus freien Stücken an eine rebellische Menschheit band in einer Solidarität, die den ganzen Weg bis hin zur Verlassenheit am Kreuz ging: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ Es war dieselbe Solidarität in Präsenz, die den

Dienst des Paulus kennzeichnete, der doch bereit war, allen Menschen alles zu werden, um etliche zu erretten — und dies tat er um des Evangeliums willen (1 Kor. 9, 22—23). Und es ist diese Solidarität und Präsenz, die den Dialog ermöglicht — die Begegnung in einer „Ich und Du“-Beziehung, in der man weiß, daß das „und“, das Mittelglied dieser Beziehung, die göttliche Gegenwart ist.

Zuletzt kann es weder Präsenz noch Solidarität noch Dialog in der Verkündigung des Evangeliums geben, wenn wir nicht wie unser Herr stets vor Gott gegenwärtig sind in einem Dialog des Gebetes und der Fürbitte für alle Menschen und wenn wir nicht mit Ihm und Seinem Willen in Solidarität sind. In jeder Zeit, auch in jenem schwierigen 19. Jahrhundert, waren es diejenigen, die Demut gelernt und die Freiheit des mündigen Christen erworben hatten durch beständige Gegenwart, Solidarität und Dialog mit Gott in Christus — sie waren es, die auch fähig waren, Präsenz, Solidarität und Dialog mit den Menschen zu üben. Und wir können nicht weniger tun. Das ist der Weg des Kreuzes. Es ist aber der einzige Weg, auf dem Menschen gemäß Gottes gnädigem Ratschluß zu IHM gezogen und errettet werden.